

Der verschneite Herr Pfarrer : Jugenderinnerungen und späteres Wirken der Katharina Hirt-Giger aus Nesslau

Autor(en): **Brändle, Rea**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Toggenburger Jahrbuch**

Band (Jahr): - **(2005)**

PDF erstellt am: **17.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-882826>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der verschneite Herr Pfarrer

Jugenderinnerungen und späteres Wirken der Katharina Hirt-Giger aus Nesslau

Rea Brändle

Einleitung

Zur Feier ihres achtzigsten Geburtstags am 3. April 1932 verfasste Katharina Hirt-Giger eine kleine Erinnerungsschrift. Wie es der Brauch wollte, konzentrierte sie sich auf Episoden aus der Kindheit und der Jugendzeit. Mit Schalk schildert sie den Alltag im damaligen Nesslau, wohl auch um die Gäste zu unterhalten, ohne jedoch in unverbindliche Pointen abzurutschen oder gar erlebte Armut zu verklären, wie das bei solchen Gelegenheiten allzu gern passiert.

Ausgehend von der Familiengeschichte schlägt die Autorin einen weiten Bogen zu weiteren Lebensstationen, ihrer Lehrzeit in Konstanz, der Heirat mit dem Erzieher Johannes Hirt und den langen Jahren als Heimmutter in der damaligen Errettungsanstalt Wiesen bei Herisau. Sie notiert das anschaulich, so genau und verständlich, dass ihr Text noch heute zu fesseln vermag. Und fast nebenher werden dabei einige Themen angeschnitten, die zu weiteren Nachforschungen anregen, zusätzliche Quellen zutage fördern und auf seltsamen Wegen von der Heimerzieherbewegung des 19. Jahrhunderts ins Toggenburg zurückführen.

Im Mittelpunkt meines Beitrags stehen die Jugenderinnerungen. Zwar ist das Original verloren gegangen, überliefert aber sind ein ausgereifter handschriftlicher Entwurf der Autorin – im



Grossmutter Katharina Hirt-Giger
(Zweite von links) im Kreis der
Familie ihrer jüngsten Tochter
Emma in Wiesen.

Besitz ihrer Urenkelin Vreni Bandelier – und eine nachträgliche, leicht bearbeitete Abschrift des Originals, angefertigt von Hans Frischknecht, einem Enkel der Jubilarin. Sein Typoskript, seit kurzem im Toggenburger Museum archiviert, ist eine sorgfältige, gewissenhafte Arbeit, wie der Vergleich mit dem Entwurf nahe legt. Inhaltlich gibt es praktisch keine Differenzen, in dieser Hinsicht ist die Abschrift gar eine Bereicherung, indem sämtliche Randbemerkungen sowie eine Handvoll zusätzlicher Details respektvoll in den Text integriert worden sind. Zudem legte der Enkel, als Lehrer von Beruf, offensichtlich Wert darauf, orthographische Unkorrektheiten zu berichtigen (so etwa «fädeln» statt «fädlen» oder «Peseux» statt «Peseu»), die wenigen grammatikalischen Fehler zu beheben, die Interpunktion zu straffen und mundartliche Färbungen einzudeutschen. Was das Letztgenannte betrifft, ist er manchmal allzu rigoros vorgegangen, zumal die handschriftliche Fassung bis auf ein paar Einzelheiten auch ohne Korrekturen durchaus verständlich wäre und zudem durch die Eingriffe an Lebendigkeit verliert. Aus diesem Grund werde ich mich im Folgenden enger als Hans Frischknecht an das Manuskript der Katharina Hirt-Giger halten, die Änderungen ihres Enkels jedoch berücksichtigen, wo sie der Lesbarkeit des Textes dienlich sind. Für Ortsnamen habe ich konsequent die aktuelle Schreibweise gewählt und den heute verwirrenden amtlichen Terminus «copulieren» durch «trauen» ersetzt. In Zweifelsfällen habe ich mich zugunsten des Leseflusses entschieden, verzichte aus diesem Grund auch auf Anmerkungen, werde jedoch die paar wenigen, kaum mehr geläufigen Ausdrücke und Begriffe sowie Örtlichkeiten ausserhalb des Toggenburgs in meinem nachfolgenden Text über das spätere Wirken der Katharina Hirt-Giger aufnehmen und so weit als möglich klären.

Katharina Hirt-Giger: Einige Erlebnisse aus meiner Jugendzeit

Ich wurde geboren den 3. April 1852. Mein Vater war Joseph Giger von Nesslau im Toggenburg und meine Mutter Barbara Oberholzer von Wald, Kanton Zürich. Ich war ihr drittes Kind, nach mir kamen drei Geschwister. Wir waren also drei Paare. Mein Vater war gelernter Metzger; aber wie er etwa sagte, nicht aus Vorliebe für diesen Beruf, sondern weil der Grossvater im Marktflecken «Sidwald» Ochsenwirt war, meinte er, dieser Beruf wäre für beide der Passendste und musste darum nach Lecco in die Lehre, damit er zugleich auch die italienische Sprache lerne, weil auf den Viehmärkten viel italienische Viehhändler zugegen waren. Meine Eltern waren sehr rechtschaffene, fleissige, einfache Leute. Mein Vater war zu gut für einen Metzger, ich erinnere mich noch gut, wie er zu uns Kindern sagte, er könne nie ein Schaf ohne Mitleiden töten, weil es ihn so geduldig anschauete. Als dann in der Schneit bei Nesslau ein Heimwesen käuflich wurde, übernahm er dieses und siedelte in die Schneit, und meine Mutter konnte nun ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem damals sehr gut gehenden Handweben obliegen.

So hatte der Vater als Bauer im Sommer Arbeit genug, und im Winter wurde er von den Bauern geholt, wenn sie ein Schwein oder sonst ein Haustier zum Metzgen hatten.

Im Frühling 1861 wurden meine Eltern in ihrer Gemeinde als Armeneltern gewählt, und nun begann für uns, damals fünf Kinder, ein anderes Leben. Wir mussten nicht mehr für die Mutter spulen, und das war für uns eine grosse Freude. Nicht dass wir jetzt faulenzten konnten, o nein, nur nicht immer spulen. Wenn uns der Vater ausserhalb der Schulzeit auf der Treppe begegnete, war das seine erste und sichere Frage: «Hast du nichts zu tun?» Und hatte uns immer eine Arbeit bereit. Das half uns vor Müsiggang. Ein Waisenhaus hatte Nesslau nicht, die schulpflichtigen Kinder mussten, zur grössten Sorge unseres edel denkenden Vaters, im gleichen Hause mit den alten unzufriedenen Leuten leben. Allerdings waren unsere vorsichtigen Eltern stets darauf bedacht, dass dieselben in einer eigenen Kinderstube beschäftigt waren und abgesondert essen und schlafen konnten. Wir durften auch immer die damals noch freiwilligen Ganztagschulen besuchen. Ich glaube, das war der Grund, dass unsere lieben Eltern, trotz des kargen Lohnes, so viele Jahre auf diesem Posten blieben.

Mein ältester Bruder kam nach der Sekundarschule in die Anstalt Bächtelen bei Bern, wo damals neben einer sehr grossen

Landwirtschaft auch ein Lehrerseminar mit einer vierjährigen Bildung geführt wurde. Meine Schwester hatte Freude am Nähen, und weil gerade die Hausfrau in unserem vermieteten Wohnhaus in der Schneit Näherin war, konnte sie zu dieser in die Lehre.

Mit zehn Jahren hatte ich ein schweres Scharlachfieber durchzumachen. Am Dienstag nach Ostern schickte mich der Lehrer aus der Schule heim, und am Pfingstmontag erlaubte mir der Doktor den ersten Ausgang, ich war das erste, welches diese Krankheit auflos von meiner ganzen Schule und durfte erst als letztes wieder in die Schule. Der Doktor wie meine Eltern gaben die Hoffnung auf Genesung auf, die ersten drei Wochen lag ich beständig in Fiebern, als diese dann endlich nachgaben, hörte ich nichts mehr. Mit Aufwärmen, Dämpfen usw. konnte mir der Doktor mein rechtes Ohr retten, aber das linke blieb verloren. Umso besser hörte ich am rechten. Das blieb mir in meinen siebenzig Jahren immer treu.

Nach der Genesung bat ich meine Eltern um Erlaubnis, das Handweben erlernen zu dürfen, was sie mir zu meiner grossen Freude gestatteten. Wir hatten unter unseren Insassen eine sehr exakte, gute Weberin, welche uns in die Lehre nahm. Obwohl diese eine arge Schnäpslerin war, darum war sie im Armenhaus, hatte dies für uns keine üblen Folgen. Weil wir aber beide noch schulpflichtig waren, blieb uns beiden nur ein Webstuhl zur Verfügung, und wir konnten nur abwechselungsweise weben, aber wir lernten es doch richtig. Nachdem diese Kunst vollständig gelernt war, kam der Fabrikant, ein guter Freund meines Vaters und Nachbar, mit der Frage an ihn, ob er mich nicht das Seidenweben lernen lassen wolle. Er hatte ob seiner Weberei einen Saal mit sechs Webstühlen für die Seidenweberei, und so wurde ich Seidenweberin. Aber zu meinem Leidwesen dauerte diese Herrlichkeit nicht länger, als bis ich völlig ausgebildet war. So half ich bald bei dieser, bald bei jener Arbeit meiner vielbeschäftigten Mutter aus, bis zu meiner Konfirmation.

Den 7. Januar 1863 hatten wir im Obertoggenburg einen schrecklichen Föhnsturm, welchem der Weiler Schneit ganz besonders ausgesetzt war. Von 19 Häusern, die meisten mit Steindächern, blieb nur das oberste verschont. Das unsrige, als das unterste, wurde natürlich auch abgedeckt. Wir Kinder hatten im Anfang die grösste Freude an diesem Sturm, wir führten einander an den Händen, der Wind nahm uns vom Boden auf und das schien uns lustig. Aber der Vater rief uns ins Haus, es sei gefährlich um dasselbe, weil man nie sicher sei, wann ein Fensterladen



Die beiden Schwestern
Katharina Hirt-Giger und Barbara
Alder-Giger.

herunterfliege. Als es aber immer ärger wurde, ein Häuschen um andere, jedes Mal mit einer dicken Staubwolke begleitet, abgedeckt wurde, verging uns die Freude an diesem Schauspiel.

Es wurden Beiträge gesammelt, so dass der Besitzer jenes unbeschädigten Häuschens sagte, er hätte seinem Steindach gern einen Stoss gegeben, dass es auch hinunter geflogen wäre. Wir erhielten auf billigem Wege ein neues Haus, weil, wie die Mutter später sagte, Vaters wohlthätige, reiche Schwedenburgerfreunde beisteuerten.

Einmal wurde von einer Insassin Feuer gelegt. An einem schönen Sonntagabend spielten wir Kinder vor dem Hause bis zum Betläuten. Nachher sassen unsere Eltern, wir Kinder und die zwei gleichaltrigen Mädchen wie ich still plaudernd auf der Steintreppe vor der Hautüre, wartend auf meine Schwester, welche ihre Freundin heimbegleitete. Als wir dann stille ins Haus gingen, kamen die zwei Mädchen lärmend die Treppe hinunter und riefen: «Es brennt im Laubkämmerlein.» Der Vater, zum Glück noch in den Stiefeln, eilte hinauf, die Mutter mit dem

Wasserkessel ihm nach, er rieb mit dem nassen Stroh die brennende Wand und konnte noch löschen. Diese brennende Wand teilte ein Schlafzimmer, in welchem eine blinde, eine taubstumme und eine beschränkte Frau schliefen, welche alle zuerst hätten verbrennen müssen. Den beiden Mädchen loderte das Feuer entgegen, diese schliefen in einem anstossenden Zimmer. Der Vater hatte Brandwunden an den Händen und die Stiefelsohlen verbrannt. Die Brandstifterin leugnete anfangs anfänglich, aber weil sie mit vier andern Frauen das Zimmer teilen musste, sahen diese, dass sie später ins Bett kam und sich mit den Kleidern hineinlegte. Weil sie überführt war, bekannte sie, sie wollte das Haus anzünden, damit sie nicht im Armenhaus ihr Kind gebären müsse, welches in drei Wochen zur Welt kam, aber zum Glück nach einigen Tagen starb. Sie glaubte, weil es so still war, sei alles zur Ruhe gegangen. Wir waren ausnahmsweise so lange im Freien, und diese zwei Mädchen, die Entdeckerinnen des Brandes, schon gar. Das ganze Haus kam in Aufruhr, nur der Seluner nicht. Dieser hörte von allem nichts, weil er vollständig gehörlos war. Man fand ihn seinerzeit als Knabe halb erfroren auf der Alp Selun, wo er jedenfalls ausgesetzt wurde, und weil diese Alp den Nesslauern gehörte, konnten sie ihn sein Leben lang vergebens haben. Er war der bekannteste Insasse im Armenhaus und hiess sein Leben lang «Seluner».

Meine anderthalb Jahre ältere Schwester wurde nach ihrer Konfirmation auf Anerbieten einer wohlhabenden reichen Schwedenburgischen Dame in einem neu gegründeten Institut in Konstanz unentgeltlich für ein Jahr aufgenommen. Nachdem ihr Jahr abgelaufen und die beiden Vorsteherinnen dieses Institutes so zufrieden mit ihr waren, machten dieselben dem Vater den Antrag, der Schwester eine kleine Besoldung zu verabreichen oder dafür mich vorläufig für ein Vierteljahr ebenfalls aufzunehmen. So konnte ich den 1. Mai nach Konstanz in den «Hansegarten», und das war meine schönste Zeit. Jetzt konnte ich vormittags wieder in meine sehr vermisste Schule, nachmittags hatten wir unter Leitung der einen Vorsteherin, Fräulein Manuel, Arbeitsschule, welche uns beim Kleidermachen Anleitung gab, dass wir unsere neuen Kleider selbst machen konnten. Hier konnte ich mit meinen siebzehn Jahren noch lernen schreiben. Wir mussten ein Tagebuch führen, welches von Fräulein Klein jeden Tag korrigiert wurde. «Du hast ja eine ganz schlechte Schrift, liebes Kind», sagte sie, «die muss besser werden, es wäre schade. Das ist zu gerade, da sind die Buchstaben zu klein, in diesen ist keine Kraft» usw., es war nichts recht an meiner

Schrift. Ich war ganz erstaunt, denn mein Lehrer hatte mir ins Zeugnis immer die Note 1 gemacht. Im Anfang gab es am Rand des Heftes stets Bemerkungen, nach einigen Tagen hiess es endlich: «Du machst ordentliche Fortschritte in deiner Schrift, nur so weitergefahren.» Dann hörten die Bemerkungen ganz auf. Fräulein Klein war zufrieden, ich aber auch. Das waren Wochen, die nun folgten, für mich waren sie einfach wunschlos; es war gut, dass sie nicht lange dauerten, denn ich wäre in meiner Sorglosigkeit so verwöhnt worden, dass ich nach dieser Herrlichkeit das Schwere, das nun folgte, nicht ertragen hätte. Im Juli kam ein Telegramm: «Vater gefallen, darum schnell nach Hause kommen.» Bei der ersten Fahrgelegenheit fuhren wir heimwärts. O, wie waren wir erschrocken, als wir unseren lieben, guten Vater so entstellt trafen. Das Bewusstsein hatte er wieder erlangt, die Kopfhaut war voll Häfte, die rechte Hand war, weil gebrochen, verbunden. Das gebrochene Rückgrat konnten wir nicht sehen, aber mit diesem hatte der gute Vater nur noch Stunden zu leben. Er war beim Kirschenpflücken mit einem gebrochenen Ast in die Thur auf einen spitzen Stein gerade auf den Kopf gefallen. Der Gute mit seinem festen Gottvertrauen glaubte nicht, dass er sterben müsse. Er sagte, wenn wir ernstlich beten, lasse ihn der liebe Gott nicht sterben. Aber unser Beten half hier nichts mehr, unser guter Vater konnte mit dem gebrochenen Rückenmark nicht mehr leben, wir wurden vaterlos. Unsere arme, arme, tief betrübte, untröstliche Mutter wurde mit fünfundvierzig Jahren schon Witwe, für die trauernden Hinterlassenen ein doppelter Schlag, dass ihr so glückliches Familienleben so jäh zerrissen wurde und wir unseren guten Vater schon mit 45 Jahren verlieren mussten. Die liebe Mutter musste noch ein Vierteljahr auf dem schweren Posten bleiben, bis die neuen Hauseltern etwas eingeübt waren. Dann zogen wir im Herbst in unser Heim in der Schneit. Allerdings sah es für die arme Witwe so vor dem Winter trostlos aus. Ein eigenes Haus hatten wir und Holz, aber keine Milch, kein Brot, keine Kartoffeln, gar kein Gemüse, gar nichts, dafür noch drei unerwachsene Kinder, von denen das Jüngste erst sieben Jahre zählte, dann elf und fünfzehn Jahre.

Jetzt hiess es einander helfen. Unser ältester Bruder war seit dem Frühling in der Bächtelen als Lehrer angestellt, mit ganz kleinem Lohn, meine Schwester blieb noch bis im Frühling in Konstanz, zum Glück hatten wir momentan einen schönen Verdienst mit Seidenweben, mein Fergger war zufrieden, wenn ich schnell wieder ein Wüpplein holte, und so musste ich alle vierzehn Tage zu Fuss nach Unterwasser, weil derselbe dort wohnte.

Die beiden Kleinsten konnten zu Hause dem Fabrikanten spulen, und die Mutter musste für mich Seiden spulen. Weil der andere Bruder nicht mehr schulpflichtig war, konnte er für den Winter bei unserem Onkel, welcher eine Gerberei hatte, arbeiten, so hatte er doch gute Kost und konnte noch für sein Konfirmandenkleid auf nächstes Jahr verdienen. So halfen wir einander, es war wenig, aber wir mussten doch nie hungrig ins Bett. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, begreife ich es nicht, wovon wir leben konnten, aber es ging immer. Der liebe Gott verliess die arme Witwe mit ihren Kindern nie, und wir waren stets gesund und zufrieden. Der lieben Mutter fehlte natürlich am meisten der Vater und konnte sie es nicht begreifen, wenn die kleinsten Geschwister etwa übermütig waren, dass sie ihren guten Vater so bald vergessen konnten. Ich nahm dann die vergnügten Kinder in Schutz, sie solle doch froh sein, dass diese ihren Frohmut behalten haben, es wäre auch gar zu traurig, wenn schon diese nicht mehr fröhlich sein könnten, es nütze ja doch nichts, es sei auch für sie selbst besser, neben fröhlichen Kindern zu leben.

Das erste Jahr war natürlich das schwerste, umso mehr als wir noch nachträglich 400 Franken, die ich im Armenhaus verdient hatte, an die Gemeinde zurückzahlen mussten. Das ging schwer, und unser Bruder Rosam gab den letzten Rappen, den er verdient hatte, an dieses Schmerzensgeld. Später konnten wir vom Überschuss, was wir über den Zins lösten, eine Kuh kaufen, pflanzten Kartoffeln und Gemüse, hatten eigene Milch. Wir hielten uns selbst schon nicht mehr für so arm. Es war aber gut, denn erstens stockte das Seidenweben gänzlich, zweitens rüsteten unsere Nachbarländer Frankreich und Deutschland zum Kriege 1870/71, so dass unser Brot schon im ersten Winter von 92 Rappen auf 1,28 Franken stieg. Weil zu jener Zeit die Stickerei in Aufschwung kam, lernte ich das Fädeln und meine Schwester das Nachstickern, welches sie zu Hause ausüben konnte, und ich hatte auch ganz in der Nähe Gelegenheit zu fädeln, wobei mir meine zwei kleineren Geschwister mithelfen konnten, was immerhin in zwei Wochen wieder zusätzlich fünf Franken ausmachte. Mit den Einnahmen meines jüngeren Bruders war es natürlich auch nicht mehr weit her, er musste die landwirtschaftlichen Arbeiten besorgen. Im Winter konnte er noch in die Gerberei; die Kuh konnten wir bei unserem guten Nachbar unterbringen, welcher dann dafür so lange sein Vieh in unserem Stall fütterte, als Gegenrechnung. So ging es wieder ganz gut bis im Frühling, und als der Sommer kam, halfen freundliche Kameraden unserem beliebten Bruder in der ganz frühen Morgenstunde das Gras

mähen, so lange es noch zu früh war zum Sticken. So wurde alle Tage ein gutes Stück abgehauen und am Nachmittag eingetragen, ohne grosse Kosten, und wurden doch mit andern Leuten fertig.

Inzwischen wurden wir zwei Schwestern fast gleichzeitig von zwei Freunden unseres ältesten Bruders, zwei Bächtelen-Lehrer, zu ihren «Zukünftigen» auserkoren. Unsere Bedenken, dass wir einander zu wenig kennen, fanden kein Gehör, unser guter Bruder war ihnen massgebend genug, zudem hatten sie immer, natürlich ohne unser Wissen, unsere an ihn geschriebenen Briefe gelesen. So wurden wir ihnen gleichwohl bekannt, und der gewagte Schritt fand statt. Wir hatten es aber nie zu bereuen, wir beide wurden sehr glücklich. Nie störte ein Zwist unseren Frieden, wir halfen einander Freud und Leid tragen, auch diese Freundschaft der drei blieb bis an ihr Lebensende. Meine Schwester heiratete im Frühling 1873 mit Johannes Alder, damals Waisenvater in der Schurtanne bei Trogen, von wo sie dann im Jahr 1876 einem ehrenvollen Ruf nach Mollis folgten, an welcher Schule er bis zu seinem Lebensende blieb.

Mein Bräutigam, welcher zu jener Zeit Hilfslehrer in der Anstalt Olsberg im Kanton Aargau war und noch keine Aussicht auf eine selbständige Stelle hatte, wollte in Neuenburg die französische Sprache lernen, damit er auf eine Post könne. Er kündigte seine beliebte Stelle in Olsberg, suchte sein Kostort in Boudry/Neuenburg bei einem befreundeten Lehrer, und in letzter Stunde kam die Anfrage von Herrn Lutz in Wiesen bei Herisau, ob er nicht für ihn nach Herisau kommen möchte. Es war schwer für ihn zu entscheiden. Er fragte mich, mein Wunsch sei sein Wunsch, sagte er, und ich entschied für Wiesen, weil ich schon immer Vorliebe für das Anstaltsleben hatte. Er musste schon im März seine Stelle übernehmen, und weil wir unsere Hochzeit auf den Mai festlegten, amtete er noch allein mit dem vorhandenen Dienstmädchen.

Also im Jahr 1874 im schönen Mai fand unsere Hochzeit statt, aber das Wörtlein «schön» wollen wir lieber streichen; denn nachdem es im Toggenburg den ganzen Mai jeden Morgen frischen Schnee gegeben hatte, welcher dann allerdings über den Tag weichen musste, schneite es auch diesen Morgen in Herisau wie mitten im Winter. Überhaupt brauchte es unter diesen Umständen, wie es uns erging, schon ein wenig Mut, in den Hafen der Ehe einzutreten einzufahren, und werde darum dieses Thema ein wenig ausführlich beschreiben, weil mir natürlich alles noch im Gedächtnis ist. Der Zufall wollte es, dass gerade diesen

31. Mai, am Pfingstdienstag, für die Herren Geistlichen im Appenzellerland die Synode war, in welcher Gemeinde, weiss ich nicht, jedenfalls nicht im Hinterland. Im Jahr 1874 fuhr noch keine Eisenbahn nach Winkeln, so mussten auch die Herren Geistlichen die Post benutzen. Der Herr Pfarrer, welcher in jener Woche die Funktion hatte, sagte meinem Bräutigam, dass wir bis 7 in der Kirche sein müssen, weil er nachher zur Synode müsse. Darum machte er mit dem Fuhrhalter in Gries ab, dass dieser uns am genannten Morgen zur rechten Zeit mit der Kutsche hole. Um 6 Uhr kam des Nachbars Knabe, mit dem Bericht, sein Vater lasse anfragen, ob er uns nicht mit seinem Chaislein zur Kirche führen solle, worauf wir dankend ablehnten, weil es schon bestellt sei. Als dann um 7 Uhr der bestellte Fuhrhalter immer noch nicht zu sehen war, mussten wir doch noch nach dem Nachbarn seinem Gespann schicken, welcher gerade bereit war, nach St. Gallen abzufahren. So kamen wir natürlich zu spät, der Messmer stand bereit und führte uns in die Kirche, in welcher wir auffallend lang mutterseelenallein warten mussten. Endlich kam der Messmer mit dem Bericht zurück, dass kein Pfarrer mehr hier sei, aber noch ein Sohn, welcher Pfarrer studiert habe, wenn wir wollten, könnte uns dieser trauen. Weil wir nichts dagegen hatten, entfernte er sich, den jungen Herrn zu holen. Es verging wieder längere Zeit, während welcher wir nun die Post mit den Herren bei der Kirche vorbei fahren hörten. Endlich kam der Messmer mit dem Bericht zurück, weil der Herr Pfarrer Schmidheini in Waldstatt wegen Unwohlsein zu Hause sei, dürfe uns der junge, noch nicht ordinierte Pfarrer nicht trauen. Jetzt hätten wir die Möglichkeit nach Waldstatt zu fahren, sogleich wurde Herr Pfarrer Schmidheini telegraphisch verständigt, und wir fuhren beim heftigsten Schneegestöber Waldstatt zu. Es war noch nicht genug, in der Hofegg kam uns ein Herr entgegen, wir kannten ja niemand, aber unser Kutscher sagte, da komme der verschneite Herr Pfarrer Schmidheini. So stellte er diesen Herrn und sagte ihm, dass dieses Paar auf dem Weg sei zu ihm, um verheiratet zu werden. Er war sehr verwundert, dann sagte man ihm, dass man in Herisau vernommen, Herr Pfarrer Schmidheini sei noch zu Hause, jetzt sagte er: «Excuse, ich bin Pfarrer Birnstiel von Schönengrund.»

Auf beiden Seiten wurde tüchtig gelacht, gingen dann auseinander und wir fuhren also wirklich Waldstatt zu. Mit verbundenem Kopf schaute im Pfarrhaus der Herr Pfarrer zum Fenster hinaus, welcher wegen Zahnschmerzen ein geschwollenes Gesicht hatte und uns deswegen doch trauen konnte. Nach



diesem Akt gingen wir in die «Sonne», bestellten ein Mittagessen und luden für den Nachmittag den Herrn Pfarrer und einen uns bekannten Lehrer ein und verlebten einige vergnügte Stunden. Aber so oft wir in den späteren Jahren einander trafen, wurde gelacht und Herr Pfarrer sagte, als er das Telegramm erhalten habe, sei sein erster Gedanke gewesen, es handle sich um einen Geschäftsreisenden, welchem es auf seiner Reise eingefallen sei, schnell zu heiraten. So wurde wegen der Vergesslichkeit des Fuhrhalters nach vielen Hindernissen unser Bund doch noch geschlossen. Und trotz den Prophezeiungen meiner abergläubischen Freundinnen, es könne mir nach so vielen Hindernissen am Hochzeitstag in meiner Ehe nicht gut gehen, wurden wir doch sehr glücklich. Ich will damit nicht sagen, dass mir immer alles nach Wunsch gegangen sei, aber dann war doch nie unser Hochzeitstag schuld. Wir hatten gewiss wie jedermann Freud und Leid zu tragen und dass in einer Besserungsanstalt auch keine Rosen ohne Dornen zu finden sind, haben wir nie erwartet. Nach zehn Jahren hatten wir vier liebe, gesunde, brave Kinder, welche allerdings auch viel zu unserem glücklichen Familienleben beitrugen.

In diesen Jahren erhielt Bruder Rosam von einem edlen Gönner auf gelegentliche Abzahlung hin die Mittel, dass er nach

Doppelhochzeit der beiden Enkel
Hans und Ernst Frischknecht am
21. April 1934.

zweijähriger Studienzeit am Polytechnikum das Patent als Sekundarlehrer erwerben konnte; dann wurde er nach Zollikon gewählt. Nach seiner Verheiratung nahm er die Mutter und die jüngste Schwester Emma zu sich. Bruder Jakob übernahm Vaters Heimwesen in der Schneit. Der jüngste Bruder, Heinrich, lernte das Metzgen, später das Sticken. Er blieb immer in der gleichen Gegend, in Balterswil, er blieb ledig bis zu seinem Tod.

Die Anstalt von Wiesen war zu jener Zeit nicht glänzend gestellt, hatte auch immer mit Verbesserungen an Strassen, Boden, Bachkorrekturen, dann Neubau etc. zu tragen, Aber mein Mann ging mit dem Vorsatz an sein schweres Werk, der lieben Anstalt aufzuhelfen, was ihm auch zum schönen Teil gelang, wobei er der Bodenverbesserung am meisten Aufmerksamkeit schenkte, wohl wissend, dass er sich das am meisten lohnte. Alle Jahre wurde ein neues Stück unfruchtbaren Steinbodens umgegraben, drainiert, für Kartoffeln und Gemüse umgebaut, um in einigen Jahren als bestes Wiesland da zu stehen. Deswegen wurden der Arbeiten nicht weniger, aber der Viehstand konnte vergrössert werden, weil sich die Landwirtschaft damals lohnte, wurden auch die Einnahmen grösser. Der Hausvater arbeitete wie ein Tagelöhner, er war den Zöglingen in allen Teilen ein Vorbild, ebenso verwaltete ich die Hauswirtschaft, ich brauchte nie eine Flickerin, als die Kinder grösser waren, oft nicht einmal eine Wäscherin. Bei meinen Geburten kam immer meine Mutter als Pflegerin, welche sich als gern gesehene Hülfe bald bei diesem, bald bei jenem meiner Geschwister aufhielt, aber mit Vorliebe in Wiesen weilte, weil sie hier das grösste Arbeitsfeld hatte. Darum stellte mein Mann nach der letzten Pflegschaft im Jahr 1885 an das Wiesenkomitee das Gesuch, die Mutter dauernd hier zu behalten, was bereitwillig angenommen wurde. So war sie nicht nur mir im Hause eine gute Stütze, sondern sie half auch im Gemüsefeld, und beim Heuen konnte ihr mein Mann immer die unzuverlässigsten Zöglinge übergeben.

Neun Jahre lebten wir noch in unserem alten Bauernhaus, in welchem der grosse Hausvater immer gebückt einhergehen musste, bis wir im Oktober 1883 unser neues Gebäude beziehen konnten. Wir lebten zwar auch in diesem alten Haus zufrieden und fühlten uns heimelig, aber doch konnten wir dem Abbruch desselben ohne Reue zusehen. Schon im Jahr 1889, am Allerseelentag, wurde unser schönes Haus von einem Zögling angezündet, konnte aber, weil frühzeitig bemerkt, ohne fremde Hilfe mit dem Extinkteur gelöscht werden. Meinem lieben Mann hatte aber dieser Fall stark zugesetzt, und als dann im Dezember glei-

chen Jahres die Influenza bei uns einkehrte, war er der erste Patient. Als er sich etwas besser befand und er mit allen grösseren Zöglingen an einem grimmig kalten Morgen einer Kalberkuh zur Geburt helfen musste, erkältete er sich und musste wieder ins Bett. Einige Tage, nachdem es wieder besser wurde, starb seine betagte Mutter im Aargau, an deren Begräbnis er auch teilnehmen wollte und so zum dritten Mal an dieser heimtückischen Krankheit ins Bett musste. Das war aber für meinen lieben Mann zuviel. Er war sehr aufgeregt, sein Gemütszustand war Besorgnis erregend, so dass ihn Herr Doktor Wiessmann nach einem genauen Untersuch zu einem 6-7 wöchigen Aufenthalt am Vierwaldstättersee verurteilte. An Herrn Lehrer Wüest bekamen wir einen Stellvertreter, und so ging er mit schwerem Herzen in seine unfreiwilligen Ferien nach Flüelen, von wo er nach der vorgeschriebenen Zeit als ein ganz anderer Mensch heimkehrte. Während dieser Zeit erkrankte meine arme Mutter an dem bösen Greisenbrand, von welchem ich meinem Mann, um ihn nicht zu ängstigen, nie etwas schrieb. Nach seiner Heimkehr waren ihre Schmerzen so schrecklich gestiegen, dass ihr Herr Doktor Wiessmann riet, den Fuss, welcher sowieso verloren sei, wegnehmen zu lassen. Nach diesen qualvollen Schmerzen war die Arme sofort dazu bereit, und nach einem Vierteljahr konnte sie mit einem hölzernen Bein wieder zu uns nach Wiesen kommen. Zu ihrem Leid konnte sie nun nicht mehr im Freien arbeiten, umso eifriger war sie am Hosen und Strümpfe flicken und wie sehnsüchtig sie die Arbeiten beim Heuen verfolgte, das sah nur ich, immer lehnte sie am Gangfenster auf jener Seite, wo sie heuten. Nach drei Jahren, während welchen sie mehr oder weniger zu leiden hatte, fand sie ihren sehr ersehnten Tod, welcher für sie eine Erlösung war.

Nun kamen die Jahre, wo sich unsere lieben Kinder für ihr späteres Leben vorzubereiten hatten. Die älteste Tochter hatte in Peseux am Neuenburgersee nebst der Sprache das Weissnähen erlernt. Nach ihrer Heimkehr war sie mir eine liebe gute Stütze und ersparte mir bis zu ihrer Verheiratung den Ärger des Dienstbotenwechsels, welcher oft geradezu eine Plage war, weil es den jungen Mädchen zu weit vom Verkehr weg war. Ihre Brüder holten sich nach vierjähriger Seminarzeit in Unterstrass das zürcherische Lehrerpateat, nachher konnte sie der Vater abwechselnd in das Anstaltsleben und in die landwirtschaftliche Arbeiten einführen und hatte endlich auch eine eigene tüchtige Hilfe, zuerst am jüngeren, dann am älteren Sohn. Die jüngere Tochter machte die Lehre einer Kleidernäherin unter der tüchtigen Lei-

Rettungsanstalt Wiesen
bei Herisau.



terin an der Frauenarbeitsschule in Bern. Nach diesen zwei Jahren Lehrzeit kam sie noch zur Ausbildung an Konfektionsstellen, aber an ihrer letzten Stelle in Davos verlangte der Doktor, dass sie diesem Beruf entsage und so kam sie wieder zu uns nach Wiesen, um der Mutter zu helfen. Inzwischen verheiratete sich unser Hans. Wir konnten noch etliche Jahre in bester Eintracht mit- und nebeneinander arbeiten, bis im Jahr 1908 der alternde Vater die Kommission ersuchte, uns zu entlasten und die grosse Verantwortung unsern Jungen zu übergeben, was nach unserer Meinung schon längst hätte geschehen sollen. Aber nicht lange sollte diese schöne, ruhige Zeit für uns dauern. Denn schon nach zwei Jahren verliess uns der liebe Vater nach ganz kurzer Krankheit, nachdem er mir noch sagte, der liebe Gott habe ihm seine Wünsche buchstäblich erfüllt, denn dass er vor mir sterben könne, dass er nicht lange leiden müsse, dass er in seinem lieben Wiesen sterben könne, das waren seine einfachen Wünsche.

Von den Jahren, wo sich unsere Kinder verheiratet haben – was auch der Vater noch erlebte –, und wo ich im Zeitraum von 22 Jahren meine Lieben, meine dreissigjährige älteste Tochter, meinen 64jährigen Gatten, meinen 40jährigen ältesten Sohn, meinen 51jährigen Schwiegersohn zur langen Ruhe in den gleichen Friedhof begleiten musste, mag ich nicht mehr schreiben, ihr habt es auch miterlebt, das gehört nicht zu meinen Jugenderinnerungen. Natürlich war nun meines Bleibens in meinem lieben Wiesen nicht länger, weil ja ganz fremde Hauseltern gewählt wurden. Aber dieses Fortgehen aus Wiesen, in welchem

ich 54 Jahre ununterbrochen in Freud und Leid gelebt und gewirkt habe, war für mich unendlich schwer, was mir mein lieber noch gebliebener Sohn sehr erleichterte, indem er mich zu sich ins Waisenhaus Stäfa holte, wo ich wieder ein Heim fand.

Hier werde ich wieder trotz meines hohen Alters und der damit zusammenhängenden Eigenheiten mit der bisherigen gewohnten Liebe behandelt und, ich kann sogar sagen, verhätschelt, so dass es mich nur kränkt, dass ich ihnen so gar nichts mehr nützen kann.

Ich durfte an allen meinen lieben Kindern und Enkeln unendlich viel Liebe und Freude erleben, und wenn sich an ihnen die Verheissung des fünften Gebotes erfüllt, können sie alt werden.

Gottes Segen über sie Alle. Alle! Über die Worte: «Was ich jetzt tue, das weisst du nicht, du wirst es aber hernach erfahren», musste ich viel nachdenken, bis ich sie verstehen konnte.

Das Armenhaus als Lebensschule ...

Seit je habe sie eine Vorliebe fürs Anstaltsleben gehabt, schreibt Katharina Hirt-Giger. Sie war neunjährig, als sie mit ihrer Familie von der Schneit ins Dorf hinunterzog, wo die Eltern mit der Leitung des Armenhauses betraut wurden, des späteren Bürgerheims bei der Laaderbrücke. Der Umzug muss eine bedeutsame Zäsur gewesen sein, zumal für die älteren der sechs Geschwister. Nun gab es so gut wie keine Privatsphäre mehr, erinnert sich die Achtzigjährige, und dies ist anhand der Armenstatistik von 1866 objektiv zu verdeutlichen: Zusammen mit siebenundsechzig Insassen – dreizehn Kindern und vierundfünfzig Erwachsenen – lebte man fortan unter einem Dach.¹ Ihnen allen standen zwei Wohnstuben, zwanzig Schlafkammern und drei beheizbare Krankenzimmer zur Verfügung. Das Armenhaus, 1839 als gemeindeeigene Institution für die Not leidenden Heimatberechtigten von Nesslau erbaut, war gleichzeitig Waisenhaus und Altersheim, wie in den Jugenderinnerungen eindrücklich beschrieben, und diente überdies als Behindertenasyl, Zuflucht für allein erziehende Mütter mit ihren Kindern, lebenslängliche Verwahrungsanstalt für Suchtkranke und, vor allem im Winter, als temporäre Bleibe für eine Schar von Arbeitslosen. So hausten zu Stosszeiten über achtzig Personen im Armenhaus, es blieb kaum Zeit für schwerwiegende Fälle. Neben dem Seluner waren dies «mehrere Tuberkulöse, ein Kretin, eine

Taubstumme und eine Frau mit Halluzinationen».² Dass sie weiterhin an ihrem Bürgerort gepflegt wurden, geschah selbstredend nicht aus sozialintegrativen Überlegungen oder gar wegen Vorbehalten gegen die neuen spezialisierten Anstalten des Kantons, sondern schlicht aus Kostengründen. Nesslau war diesbezüglich keine Ausnahme, für die damaligen Mehrzweckanstalten bedeutete dies, möglichst viel zur Selbstversorgung beizutragen, sei dies mittels der eigenen Landwirtschaft oder durch Auftragsarbeiten für die lokalen Textilfabrikanten. Sieben bis acht Kühe reichten vollauf für den täglichen Milchbedarf, die Butter suchte man auswärts zu verkaufen. Zudem wurden stets etwa zehn Rinder und zwei Schweine aufgezogen, Letztere ausdrücklich jeweils «für die Anstalt» geschlachtet, und vom ertragreichen Wiesland anderthalb Juchart abgetrennt und als Acker genutzt, für Korn und Kartoffeln. Erdäpfel, gekocht, gedämpft, und Erdäpfelbrei, die Eigengewächse diktierten tagein, tagaus den Speisezettel.³ Die Anstaltsinsassen arbeiteten ohne Lohn, erhielten wunderselten ein kleines Sackgeld. Dasselbe galt für die Mithilfe im Haushalt und die Arbeit im Webkeller.

... und neuartige Fortbildungsmöglichkeiten

Kinderarbeit war so verbreitet, dass sie selbstverständlich erwähnt, aber kaum eigens thematisiert wurde. Umso beachtlicher sind deshalb die Bemühungen von Vater Joseph Giger, für die Kinder in der Anstalt eine separate Stube einzurichten (eine Massnahme, die sein Nachfolger sofort rückgängig machte), und trotz des «kargen Lohnes», wird in den «Jugenderinnerungen» betont, lag ihm an einer möglichst guten Ausbildung für seine Söhne und Töchter. Dazu gehörten der Schulbesuch über das Obligatorische hinaus sowie eine auswärtige Lehrzeit. Dies scheint ohnehin einer Giger'schen Familientradition entsprochen zu haben – das Metzgerhandwerk erlernte man in Lecco am Comersee –, jetzt aber offenbarten sich vielseitigere Berufsperspektiven für strebsame Leute aus dem unteren Mittelstand. Rosam, der Älteste, gehörte zu den ersten Absolventen der 1859 gegründeten Nesslauer Realschule und zog mit dreizehn Jahren nach Wabern bei Bern, um sich in der Bächtelen zum Armenlehrer auszubilden. Seine beiden Schwestern Barbara und Katharina besuchten in Konstanz die neu eröffnete reformierte Mädchenindustrieschule, die neben praktischen Anleitungen offenbar viel Wert auf Allgemeinbildung legte. Das relativierte die Massstäbe einer Nesslauer Dorfschule, wo die kleine Katharina stets die Bestnote eins erhalten hatte.

Für die jüngeren Geschwister gab es, nach dem tödlichen Unfall des Vaters zumal, keine vergleichbaren beruflichen Chancen. Jakob übernahm das Heimwesen in der Schneit. Heinrich wurde Metzger und verdiente seinen Lebensunterhalt im Thurgau mit Sticken. Emma als Jüngste zog zu ihrer Schwester Barbara nach Mollis, wo sie sich 1884 verheiratete.

In Notzeiten spielte der familiäre Zusammenhalt eine wichtige Rolle, das weiss Katharina Hirt-Giger aus eigener Erfahrung. Als ebenso hilfreich erlebte sie die Solidarität der Nachbarschaft. Mehrmals erwähnt werden auch finanzielle Zuwendungen von Svedenborgianern, im Manuskript «Schwedenburger» genannt, einer international aktiven religiösen Bewegung. Diese rekrutierte sich aus der Anhängerschaft des Esoterikers Emanuel Swedenborg (1688–1772) und formierte sich in der Schweiz 1874 zum «Bund der Neuen Kirche». Ihr wohltätiges Engagement im Toggenburg ist bisher nicht erforscht, auch der Text von Katharina Hirt-Giger liefert darüber keinen weiteren Aufschluss, ebenso wenig wie die Befragung ihrer Nachkommen. Festzuhalten ist einzig, dass keines der Familienmitglieder aus der reformierten Kirche ausgetreten ist.

Nesslauer Connections der Bächtelen

Ein Fixpunkt in der Biographie von Katharina Hirt-Giger war, indirekt jedenfalls, die Bächtelen. Sowohl ihr Ehemann, der älteste Bruder sowie Schwager Johannes Alder gehörten zu jenen dreizehn Burschen, die 1862 dort aus einer Schar von Bewerbern für den erstmaligen Armenlehrerseminarkurs ausgewählt wurden. Dass Rosam Giger aus Nesslau sich zu den Favoriten eines eidgenössischen Experiments zählen durfte, wird plausibler, wenn man sich die Geschichte der Bächtelen vergegenwärtigt: Auf Initiative des Textilindustriellen Johann Kaspar Zellweger aus Trogen, des Präsidenten der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft, bildete sich 1838 ein Komitee zugunsten einer «Rettungsanstalt» für Buben aus unstabilen Sozialverhältnissen. Mittels Pädagogik, christlicher Unterweisung und Landarbeit vor allem sollten, gemäss damaligem Jargon, «verbrecherisch veranlagte und sittlich verdorbene Knaben» dem Einfluss ihrer Umgebung entzogen und auf die gute Bahn geführt werden. Entsprechend sorgfältig suchte man nach einem geeigneten Anstaltsleiter, einer Persönlichkeit, wie sie Zellweger vorschwebte: «Ein solches Subject muss einen gesunden und wohlgebauten Körper haben, sein Aug muss Geist, seine Stimme Kraft ohne Leidenschaftlichkeit, sein Mund ein liebli-

Einige Solbrieffe mit einem Jugendzeit.

Es wurde geboren am 3. April 1822 mein Vater war
Hofrath Giger von Kottau in Zugunburg und
meine Mutter David. Obhofrath von Wirtshaus.
Es war ihr drittes Kind, nach einer Anna und einer
Sophie. ^{Die beiden ersten waren gestorben.} Meine Mutter, eine gebildete Mutter, aber
ein wenig feige, nicht viel Verstand für diesen
Bauern, sondern weil der Großvater in Markhausen
"Vater" gewesen war, meinte er, dass er
sich nicht für die Kinder der Pfaffen und nicht
sich nicht in die Lage, damit zu gehen
sind die italienische Frauen, weil er die
Vorfahren mit italienischen Vorfahren zuge-
hört waren. Meine Eltern waren sehr wohlhabend
schön, meine Mutter. Meine Mutter war zu gut
für einen Mutter, es war nicht viel gut,
wie es zu den Kindern geht, so kann man
sich von Mitleiden haben, weil es so gut ist
dieses. Als dann in der Zeit bei Hülse in
Garmisch Briefe kamen, überreichte er diese
und fandte in der Zeit, und meine Mutter
wurde mir eine Liebesbesorgung, dann
wurde sehr gut gefunden, dann obliegen.

ches Wesen anzeigen. Sein Geist muss weniger glänzend als scharf und deutlich, sein Gemüt liebevoll ohne Süßlichkeit sein.»⁴ Im langwierigen Evaluationsverfahren stiess man auf den jungen Johannes Kuratli aus Nesslau. Er hatte in Kreuzlingen das Lehrerseminar besucht und wurde nun von der Gemeinnützigen Gesellschaft auf Reisen nach Deutschland geschickt, um praktische Erfahrungen zu sammeln in bereits bestehenden Anstalten mit ähnlicher Zielsetzung, namentlich dem «Rauhen Haus» in Hamburg. Von dort brachte er die Idee mit, die Zöglinge in kleinen familiären Gruppen zu halten. Er selber blieb zeitlebens ledig.

Die Bächtelen, im Frühling 1840 in Betrieb genommen, entwickelte sich unter der Führung des dynamischen Kuratli zu einem expansiven Unternehmen. Die eigene Landwirtschaft und auch die Anstalt vergrösserten sich innert weniger Jahre, von ursprünglich neun auf über fünfzig Zöglinge, und weil dieser Erfolg, ganz im Sinne der Gemeinnützigen Gesellschaft, manchenorts zu Nachahmungen anregte, begann es sich aufzudrängen, eigenen Lehrernachwuchs auszubilden, so genannte Armenlehrer, nach speziellem Anforderungsprofil. Die Seminaristen, kaum älter als ihre Zöglinge, sollten sich in der praktischen Arbeit als Vorbilder erweisen und deshalb einen Gutteil ihrer vierjährigen Schulzeit draussen auf den Feldern verbringen. Alle trugen Anstaltskleider, schliefen in Mehrbettzimmern. Die Ausbildung war gratis, als Kostgeld waren hundert Franken pro Jahr zu bezahlen.

Nackte Ausnützung sei das gewesen, der Anstaltsleiter habe sich auf Kosten seiner Anvertrauten privat enorm bereichert, wetterte Lehrer Wiesendanger aus dem Obertoggenburg und drängte 1871 auf eine gerichtliche Untersuchung.⁵ Im selben Jahr wurde Johannes Kuratli entlassen. Er wanderte nach Amerika aus. Dort starb er 1888 und gedachte der Bächtelen in seinem Testament mit 1000 Dollar.

Der Anstalt habe eine Hausmutter gefehlt, befanden die Verantwortlichen der Gemeinnützigen Gesellschaft. Sie engagierten nun ein Ehepaar für die Leitung der Bächtelen und verordneten ein paar Reformen: Schulunterricht auch im Sommerhalbjahr, Vorfenster in den Schlafsälen, Mahlzeiten im gemeinsamen Speisesaal. Und obwohl die Armenlehrerkurse von offizieller Seite als gelungene Sache gewertet und unverändert grosse Nachfrage zeitigten, fanden sie nach Kuratlis Abgang keine Fortsetzung, wohl auch deshalb, weil mittlerweile sich reihum kantonale Lehrerseminare etabliert hatten.

Wiesen als Investition und Experiment

Für reformierte Söhne aus bäuerlichen Verhältnissen konnte der Bächteler Lehrgang sich als Grundlage für den öffentlichen Schuldienst erweisen, wie die Nesslauer Familiengeschichte im Detail illustriert. Rosam Giger unterrichtete in Riesbach und Zollikon, ehe er sich im nahen Zürich zum Sekundarlehrer weiterbildete. Schwager Johannes Alder leitete vorerst das Waisenhaus Schurtanne in Trogen, um dann an die Volksschule von Mollis zu wechseln. Johannes Hirt hingegen blieb im Anstaltswesen, arbeitete zunächst als Aushilfslehrer in seinem Herkunftskanton, an der aargauischen Pestalozzistiftung von Olsberg, bis er nach Herisau geholt wurde, in die kleine Rettungsanstalt Wiesen, die 1849 dank der Schenkung einer Appenzellerin nach Bächteler Vorbild installiert worden war: Bewusst ins Abseits gestellt, auf unwegsam sumpfiges Gelände zwischen Herisau und Schwellbrunn, hatte man hier wie anfangs in Wabern mit schwierigen Bodenverhältnissen zu kämpfen. Vier Vorgänger hatten alle nach wenigen Jahren aufgegeben, zumal die appenzellische Rettungsanstalt vor allem auf Schenkungen angewiesen und ansonsten praktisch eigenwirtschaftlich zu führen war.

Darauf waren die Anstrengungen von Johannes Hirt ausgerichtet. Als Erstes galt es, den Lauf des kleinen Wiesenbachs zu korrigieren, das Anwesen mit seinen rund fünfzig Juchart zu entwässern und einen Gutteil davon als Ackerland umzunutzen, eine Pioniertat kantonalesehen, was ihm die Obrigkeit lobend attestierte.⁶ Das alles musste aus eigener Kraft geschaffen werden, ebenso ein befahrbares Strässchen. Erst danach konnte an ein zweckmässigeres Wohnhaus für die dreizehn Zöglinge und die eigene Familie gedacht und das Bauernhäuschen durch einen vierstöckigen Neubau ersetzt werden. 1885 wurde eine zweite Scheune gebaut, 1888 eine dritte, «es geschah dies teilweise auch zum Zweck der rationelleren Bewirtschaftung des Bodens», und wie der Hausvater betonte, «wir werden auch in Zukunft hieran festhalten».⁷

Offensichtlich aber lag Johannes Hirt viel daran, seine Schützlinge nicht bloss als billige Hilfskräfte einzusetzen, in einem eigens entwickelten öffentlichen Fortbildungskurs unterrichtete er über Ackergewächse und Bodenvermessung. Aus dem eigenen Sack äufnete er einen Lehrlingsfonds, auch für Berufe ausserhalb der Landwirtschaft, und übernahm «das Patronat über die Entlassenen»,⁸ will heissen, kümmerte sich auf seinen zahllosen Besuchen persönlich um das Wohlergehen jedes Einzelnen.

Eine Erzieherdynastie

In Katharina Giger fand der Wiesener Heimleiter die ideale Lebensgefährtin. Nicht nur dass sie mit dem Anstaltswesen seit Kindheit vertraut war und viel Ausdauer, Zähigkeit und Gottvertrauen sowie einen ausgeprägt haushälterischen Sinn mitbrachte, was ihr zugute kam bei einem täglichen Budget von einem Franken und fünfundvierzig bis höchstens fünfundneunzig Rappen pro Person. Hingewiesen wird immer wieder auf ihren Frohmuth,⁹ eine unerhörte Freundlichkeit und – wen wundert's nach der Lektüre der Jugenderinnerungen – den «köstlichen Humor».¹⁰

So blieb Wiesen ein familiärer Betrieb, im doppelten Sinn des Wortes. Hier machten die eigenen zwei Söhne ihre ersten beruflichen Erfahrungen nach dem Besuch des Zürcher Lehrerseminars Unterstrass. Jakob, der jüngere, arbeitete anschliessend in Freienstein und als Primarlehrer in Rorbas und Laupen/Wald, um dann endgültig in den Erzieherberuf zurückzukehren, 1914 als Leiter des Waisenhauses von Stäfa. Bruder Hans hatte 1908 den Posten seines Vaters in Wiesen übernommen und wurde, nach seinem frühen Tod im Jahr 1917, von Schwager Johannes Frischknecht abgelöst. Auch er war Lehrer, hatte Ida Hirt geheiratet und, früh verwitwet, sich 1907 mit deren jüngster Schwester Emma verehelicht. So blieb Wiesen während dreiundfünfzig Jahren in der Hirt-Dynastie. Und für Mutter Katharina ging das Anstaltsleben weiter bei ihrem Sohn Jakob im Waisenhaus Stäfa, wo sie mithalf, so gut sie konnte. Auch das war ein Familienbrauch. Wie einst die eigene Mutter hatte sie als Witwe selbstverständlich weitergearbeitet, als Stütze der eigenen Kinder und später von ihnen betreut. So feierte sie ihren achtzigsten Geburtstag in Stäfa und starb vier Jahre später, am 2. Oktober 1936, an den Folgen eines Schlaganfalls. Aus Herisau, heisst es im Nachruf, seien viele Freundinnen zur Beerdigung gekommen.

Heute ist Wiesen ein Heim für «verhaltensauffällige, normal begabte und lernbehinderte Kinder».¹¹ Da wird grosser Wert auf einen christlichen Geist und familiäre Strukturen gelegt. Wie früher, würde man meinen. Vielleicht aber lebt das Wirken der Katharina Hirt-Giger noch stärker weiter in den heilpädagogischen Grossfamilien, wie sie im ausserrhodischen Appenzell so gut und zahlreich gedeihen.

Quellen

- 1 StASG, R-122-B-5: Armenstatistik für den Kanton St. Gallen 1866.
- 2 StASG, R-121F-2a: Inspektionsbericht Armenhaus Nesslau von 1872.
- 3 Über den Alltag im Nesslauer Armenhaus siehe auch BRÄNDLE, REA: Johannes Seluner. Findling, Zürich 1990, S. 35 ff.
- 4 ANKER, ELISABETH: 100 Jahre Bächtelen, Bern 1940, S. 8.
- 5 ebda., S. 39 ff.
- 6 ROTACH, WALTER: Die Gemeinde Herisau. Ortsbeschreibung und Geschichte. Herisau 1929, S. 519.
- 7 REBSAMEN, HANSPETER: Inventar der neueren Schweizer Architektur, 1850-1920: Grenchen, Herisau, Lausanne, Liestal, Zürich 1990, S. 158.
- 8 KNABENHANS, C.: Die Erziehungs- und Besserungsanstalten für verwahrloste Kinder und jugendliche Rechtsbrecher in der Schweiz, in: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Gesundheitspflege, Bern 1912, S. 43.
- 9 Nachruf auf Johannes Hirt, in: Schweizerische Lehrerzeitung, vom 25. Juni 1910, S. 251-252.
- 10 Nachruf auf Katharina Hirt, in: Appenzeller Zeitung, Herisau 1936, Ausgabe Nr. 247 vom 20. Oktober.
- 11 www.herisau.ch/soziales.